

Viktor Funk

Bienenstich

Roman

Marie und der Ich-Erzähler sind ein Paar, beide nach Deutschland eingewandert, sie aus Rumänien, er aus Kasachstan. Ihre Vergangenheit verbindet sie, doch in der Gegenwart wählen sie zumeist unterschiedliche Strategien, um in Deutschland zurechtzukommen. Die Auseinandersetzung mit Marie wird für den Erzähler zu einer Auseinandersetzung mit sich selbst. Er merkt, dass er überall unterschiedliche Rollen erfüllt. Weil diese von ihm erwartet wurden. Von Lehrern, von Kommilitonen, von Kollegen. Ja, auch von Marie.

Je mehr der Erzähler sich selbst zu verstehen versucht, desto stärker verändert sich seine erinnerte Vergangenheit. Woran er als Kind geglaubt hat, verliert an Bedeutung. Die Welt, wie er sie gelernt hatte wahrzunehmen, schwindet. Viktor Funk behandelt in seinem Roman Identitätskrisen junger Menschen mit Migrationshintergrund. Mit seiner Beschreibung des Verlorenseins zwischen Assimilation, Heimatlosigkeit und den Überbleibseln der sowjetischen Kultur aus den Kinderjahren trifft der Autor das Gefühl einer ganzen Generation.

Viktor Funk, geboren 1978 in der Sowjetunion (Kasachstan), kam als Elfjähriger 1990 nach Deutschland. Er ging in Wolfsburg zur Schule, studierte später in Hannover Geschichte, Politik und Soziologie. Seine Magisterarbeit in Geschichte beschäftigte sich mit dem Vergleich mündlicher und schriftlicher Erinnerungen von Gulag-Überlebenden. Sein Roman »Wir verstehen nicht, was geschieht« erschien 2022 im Verbrecher Verlag. Viktor Funk war als Politikredakteur mit dem Schwerpunkt Russland bei der Frankfurter Rundschau tätig. Seit November 2022 arbeitet er für Table.Media. Er lebt in Frankfurt am Main.

VERBRECHER VERLAG

»Bienenstich« ist die überarbeitete Neuausgabe
des 2017 im Verlag Größenwahn unter dem Titel
»Mein Leben in Deutschland begann mit einem
Stück Bienenstich« erschienenen Romans.

Für Felix

Erste Auflage
Verbrecher Verlag GmbH 2023
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag 2023

Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-565-5

Printed in Germany

Der Verlag dankt Mareen Eser und Jana Kramer.

Mein Leben in Deutschland begann mit einem Stück Bienenstich. Der Bürgermeister hatte meine Eltern, meine Schwester und mich ins Rathaus von Wolfsburg eingeladen. Zwei Dutzend Familien aus Kasachstan, Sibirien und Usbekistan saßen an runden Tischen, alte Frauen mit geblühten Kopftüchern, ihre Enkel mit Micky-Maus-Sweatshirts, die Väter mit neuen Lederjacken. Die Mütter ermahnten in vertrauter Sprache die Kinder zur Ruhe, bis unverständliche Worte alle verstummen ließen. Der Bürgermeister lächelte, breitete seine Arme aus, sagte »gut«, »Heimat«, »Arbeit« und viele andere Worte, die ich nicht verstand.

Seit wir Platz genommen hatten, starrte ich auf den Tisch und wurde ungeduldiger, je länger der Mann redete. Auf einem Teller lagen Kuchenstücke, acht glänzende, honigfarbene, mit geraspelten Mandeln bedeckte kleine Vierecke.

Ich hoffte, dass meine kleine Schwester nur eines essen würde. Und mit etwas Glück würde auch meine Mutter nur eines nehmen, mein Vater zwei. Ich wusste noch nicht, wie der Kuchen schmeckte, aber ich roch seinen Honigmandelvanilleduft, atmete ihn tief ein und hielt immer wieder die Luft an.

Lautes Lachen riss mich aus meinem Spiel. Auch meine Eltern lachten.

»Mama, was hat er gesagt?«, fragte ich.

»Das weiß ich nicht. Ich habe es nicht verstanden«, antwortete meine Mutter.

»Und warum lacht ihr dann?«

»Alle lachen doch.«

Und alle rutschten ein Stück näher an die Tische, näher an die Kuchenteller. Ich sprang von meinem Stuhl auf und nahm gleich zwei Stücke, musste eines wieder zurücklegen – »Iss erst einmal das Erste auf« – und griff gleich wieder zu. Nie zuvor hatte ich so etwas geschmeckt. Er war um vieles süßer als die Butterkekse, die ich in Kasachstan so geliebt hatte, viel besser als das sowjetische Sahneeis, das mir unter der Sonne wegschmolz, wenn ich mit drei oder vier Eishörnchen für meine Familie nach Hause lief, besser als die Limonade und die Schokoladenbonbons, für die ich damals anstehen musste. Am Ende unseres Besuches beim Bürgermeister hatte ich vier Stück Bienenstich gegessen.

Ich war elf und Deutschland roch nach Mandeln und Vanille und hatte den besten Kuchen der Welt. Wir fuhren mit dem Bus nach Hause, ich blickte in den Februarabend hinaus, Laternenlichter spiegelten sich im nassen Asphalt.

Ich erinnerte mich an das Knistern des Schnees vor wenigen Tagen unter meinen Filzstiefeln in Kasachstan. Ich erinnerte mich an den zugefrorenen Balchaschsee, an meine Oma und meinen Opa, die Eltern meiner Mutter, und an meinen Hund Malysch. Wenn ich die Augen schloss, fühlten meine Hände sein Fell, sein Geruch stieg in meine Nase, der Duft von Staub und Kohle, weil er neben dem Kohleversschlag angekettet war. Einige Tage vor der Abreise band ich Malysch mein rotes Halstuch um und schenkte ihm mein Pionierabzeichen, das ich nicht mitnehmen durfte. Ich nagelte es an seine Hütte.

Als Kind wollte ich Lenin werden. Ich trug sein Bild in meiner Stiftschachtel und wartete, bis endlich auch ich ein Pionierhalstuch bekam. »Lenin hat nie gelogen«, hatte meine Russischlehrerin Ljudmila Nikolajewna gesagt. »Er hat nie schlechte Noten gehabt, sich nie geprügelt. Einmal fragten Schulkameraden ihn, wie viele

Bedienstete er zu Hause hat. »Zwei«, antwortete Lenin, »meine Hände«.«

In Deutschland interessierte Lenin mich nicht mehr. Hier gab es Haribo-Teufel, gegrillte Hähnchen, Hamburger mit Röstzwiebeln und Überraschungseier. Deutschland war ein riesengroßes Kaufhaus mit Lego-Raumschiffen, Transformers-Robotern, He-Man-Figuren, Matchbox-Autos und Panini-Sammelalben. Ich stand oft vor einem Spielzeuggeschäft in der Wolfsburger Innenstadt und traute mich nicht hinein, ich sprach weder gut Deutsch, noch hatte meine Familie Geld für Spielzeug.

Aber für mein Ghostbusters-Sammelheft hatte ich schnell fast alle Bildersticker zusammen. Am Kiosk vor unserem Haus lagen die Stickerpäckchen gleich hinter der Kasse. Wenn die alte Kioskbesitzerin fragte, was ich wollte, zeigte ich auf die kirschroten Gummischnecken, für die die Frau sich umdrehen musste. Während sie zwei, drei Schritte zum Süßigkeitenregal ging, griff ich zu. Ich nahm nie mehr als zwei Packungen, damit sie nichts merkte.

Eines Tages kaufte ich wieder Süßigkeiten, und als ich meine Hand auf die Sticker legte, legte sich eine fremde Hand auf meinen Nacken. Ich wand mich, schrie einen Mann an – »*Ty staryj byk*«, du alter Bulle – schlug nach seiner Hand und entkam.

In Kasachstan hatte ich nicht so viel Glück gehabt. An einem Herbsttag war ich mit Freunden in eine alte Brotfabrik eingestiegen. Wir waren über die Backsteinmauer und durch ein zerschlagenes Fenster in das Gebäude geklettert. Die Sonne warf Schatten, in den Lichtstrahlen tanzten Staubwolken, Spatzen schwirrten unter dem Dach umher.

Wir spielten Fangen und mussten nur eine Regel einhalten: Wir durften den Boden nicht berühren. Wir liefen über Förderbänder, Gitterwege und Metallstege, schwangen uns an Gerüsten entlang,

unser Lachen schallte durch die Halle. Ich rettete mich häufig nach ganz oben, wo der dicke Oleg und der ungelinkige Maxim nicht hinkamen. Aber ein Fremder.

Der Mann betrat die Halle, stand einige Sekunden da und ließ die anderen entkommen. Dann kletterte er Sprosse für Sprosse die Leiter zu mir hoch.

»Steig runter«, hörte ich seine Stimme und spürte seinen warmen Atem in meinem Gesicht. Ich malte mir aus, wie er mich in einen Teppich wickeln, in einen Wagen legen und in die Steppe bringen würde. Ich weinte. Unten führte der Mann mich am Hemdkragen über den Hof vom alten zum neuen Fabrikgebäude. In der Wachstube am Eingang musste ich mich in eine Ecke setzen. Ich rief um Hilfe und heulte. Die Arbeiter lachten, am Nachmittag ließen sie mich gehen.

Bis heute verstehe ich nicht, warum ich dem Direktor der Brotfabrik unsere richtige Telefonnummer gegeben hatte. Am Abend klingelte das Telefon. Ich lag im Bett. Vater nahm ab, hörte zu, legte auf und sprach mit Mutter. Sie riefen mich zu sich. Beide lachten. »Was hast du für Freunde, die weglaufen«, sagten sie. »Wenn du da noch einmal hingehst, nehme ich dich nicht mehr mit zum Angeln«, sagte Vater. »Ab ins Bett.«

In Deutschland klingelte die Türklingel nach dem Vorfall am Kiosk. Ich öffnete und lief weg. Der Mann, der mich festgehalten hatte, stand da mit meinem Sportbeutel in der Hand. Er sprach mit meinen Eltern und ging wieder, es war der Ehemann der Kioskbesitzerin. Diesmal lachten meine Eltern nicht. Ich musste mein Ghostbusters-Album holen. Auf dem Küchentisch lag eine Nagelschere. Vor den Augen meiner Eltern zerschnitt ich jede Seite, meine Finger schmerzten. Den Schuhkarton mit den Schnipseln musste ich in meinem

Zimmer auf den Schreibtisch stellen. Später diente er als Bücherstütze im Regal und blieb da, bis ich die elterliche Wohnung verließ und nach Hannover ging, wo Mark studierte.

Mark war der erste Deutsche, der am Tisch meiner Familie gegessen hat. Es gab Zander, den ich gefangen hatte, dazu Buchweizen und eine Karotten-Zwiebel-Sahne-Soße. Mark bat um Nachschlag, aber er wollte nicht den Zander, den meine Mutter mit einer dünnen Mehlkruste knusprig gebraten hatte, sondern Buchweizen. Er hatte die braun-weißen Körner noch nie gegessen. Gretscha war in Kasachstan ein Alltagsgericht so wie Kartoffelsalat in Deutschland. In meiner Kindheit aß ich sie gezuckert mit Milch oder zu Leberfrikadellen.

Mark und ich hatten uns in einem Schwimmverein kennengelernt. Auch er angelte gern, und nachdem wir viele Karpfen, Hechte und Barsche zusammen gefangen hatten, sprachen wir nicht nur über Fische, sondern auch über Familie und Freundinnen. Vor Mark musste ich nicht darauf achten, wie ich mich verhielt, er korrigierte mich nicht, wenn ich der statt das Messer sagte. Wenn es regnete, saß ich unter seinem großen Angelschild, und wenn mir ein Köder fehlte, hielt mir Mark seinen Angelkoffer hin.

Wir harreten selten an einer Stelle aus. Wir suchten die Fische, schlichen am Ufer umher oder wateten durchs Wasser. Genauso wie am fernen Balchaschsee in Kasachstan ging es auch an der Aller oder an den Kiesgruben in Velpke allein darum, Fische zu finden und sie mit unserem Köder zu überlisten. An der Schunter, einem kleinen Fluss westlich von Wolfsburg, haben wir uns eines Abends ins Wasser gestellt und mit Rotwürmern auf Rotaugen, Stichlinge und Barsche geangelt.

»Ich glaube, lange halte ich es hier nicht aus«, sagte Mark.

»Warum? Hier beißen sie doch.«

»Ja, aber ein Stiefel ist undicht.«

Wir lachten und kletterten wieder die Böschung hoch. Oben war Draht gespannt, dahinter stand ein halbes Dutzend Kühe. Mark begann zu muhen, laut und schnell, »Muuuh! Muuuh!« Ich lachte, und wir gingen am Zaun entlang, bis Mark losschrie und auf der Stelle zu springen begann. Seine Angel war zwischen die Zaundrähte gekommen, die unter Strom standen. Mark schrie und tanzte, ich lag im Gras und lachte. Als es ihm gelang, die Angel aus dem Zaun zu ziehen, ließ er sich auch fallen und lachte.

Mit Mark am Wasser fand ich ein Stück Heimat. Mit Mark am Wasser durfte ich »ich« sein.

Als ich mit 19 Jahren meine Wehrdienstverweigerung formulierte, holte die Vergangenheit meine Familie wieder ein. In der Sowjetunion gab es keinen Zivildienst. Vater hatte Mitte der 70er Jahre seinen Einberufungsbescheid erhalten. Gleichzeitig bekam seine Familie die Ausreiseerlaubnis nach Deutschland.

Als Russlanddeutsche lebten sie in der Verbannung im Norden Kasachstans. Wie Hunderttausende anderer Familien hatte Stalin sie 1941 aus dem Westen der Sowjetunion nach Sibirien und nach Kasachstan deportieren lassen. Moskau hatte Angst gehabt, die deutschen Kolonialisten aus der Zarenzeit würden sich der heranrückenden Wehrmacht anschließen. Also mussten sie ihre Höfe zurücklassen, in Viehwaggons steigen und im dünn besiedelten Osten Kohle- und Erzminen erschließen oder Holzfabriken aufbauen. Nach Stalins Tod 1953 durften sie nicht in die alten Gebiete zurück. Im Westen waren sie ein Risiko, im fernen Osten eine wichtige, billige Arbeitskraft. Und auf ihren Höfen in Alexanderfeld bei Odessa oder in Worms an der Wolga lebten inzwischen Ukrainer und Russen, die vor den Nazis geflohen waren.

Seit Mitte der 60er Jahre hatte die Familie meines Vaters Ausreiseanträge nach Deutschland gestellt, jedes Jahr einen. Und jedes Jahr waren die Anträge abgelehnt worden. Beim zehnten Mal halfen sie mit Geld nach und durften Kasachstan verlassen.

Die Gleichzeitigkeit der Bescheide für meinen Vater zum Armeedienst und seine Eltern für die Ausreise war vielleicht ein Zufall, vielleicht auch nicht. Als Familie konnten sie nicht mehr ausreisen. Vater wäre bestraft worden, hätte er sich dem Armeedienst zu entziehen versucht. Und hätten seine Eltern gewartet, wäre die Ausreiseerlaubnis erloschen.

Im Mai 1976 verließen meine Großeltern die Sowjetunion, ohne zu wissen, ob sie ihren Sohn je wiederssehen würden. Gleichzeitig musste Vater den Armeezug besteigen. Er stand allein unter vielen anderen Einberufenen und ihren Familien am Gleis eines kleinen Bahnhofs und hoffte, meine Mutter noch einmal zu sehen. Er hatte sich zwar schon am Abend zuvor von ihr verabschiedet, aber der Wunsch war sehr stark und wühlte ihn auf. »Ich spürte, dass es wichtig ist, dass es etwas bedeutet«, erzählte er mir in einer unserer vielen Diskussionen über den Zivildienst. Meine Eltern hatten sich ein halbes Jahr zuvor auf einer Russlanddeutschen-Hochzeit kennengelernt.

Mutter kam und gab ihm einen Brief. »Ich habe mich erschrocken«, erzählte Vater, »ich dachte, sie will damit ein Ende setzen, aber sie hat mir den Brief gegeben und gesagt, sie werde auf mich warten. Ich wollte ihr noch unbedingt Blumen kaufen, aber es gab keine. Eine Frau, die aus einem anderen Zug gestiegen war, hielt einen Strauß Tulpen. Ich habe ihr Geld angeboten, aber sie wollte nichts. Sie gab mir eine Tulpe, und ich schenkte sie deiner Mutter.« Er hat ihr noch eine vergoldete Uhr geschenkt und den Zug mit drei Rubel in der Tasche bestiegen.